

dtv

»Wenn ich Dir sage, lieber Sohn, daß Du meinen Enkel ungerecht behandelst, dann wirst Du wütend. Wenn ich Dir sage, daß Du ein faules Stück bist, weil Du daheim den Pascha spielst und keinen Finger rührst, wirst Du wild. Wenn ich Dir sage, daß Du Dir immer Autos kaufst, die besser zum Einkommen eines Generaldirektors passen als zu Deinem, wirst Du noch wilder und noch wütender. Du wirst immer dann besonders wild und wütend, wenn Du weißt, daß ich recht habe. Du willst die Wahrheit nicht hören ...« Aus diesem Grund werden die Briefe der Emma K. auch nie abgeschickt. Dank Christine Nöstlinger erreichen sie den »werten Nachwuchs« dennoch. Sie läßt eine kluge und sympathische ältere Dame in ihren Erinnerungen kramen, Alltagserlebnisse schildern, von ihren Sorgen und Nöten erzählen und regen Anteil am Zeitgeschehen nehmen. Liebevoll-spöttisch werden die Eigenheiten der »Alten« aufs Korn genommen, und den »Jungen« wird ein Spiegel vorgehalten.

Christine Nöstlinger, am 13. Oktober 1936 in Wien geboren, lebt als freie Schriftstellerin abwechselnd in ihrer Geburtsstadt und im Waldviertel. Sie schreibt Kinder- und Jugendbücher und ist für Zeitungen, Rundfunk und Fernsehen tätig.

Christine Nöstlinger

Werter Nachwuchs

Die nie geschriebenen Briefe
der Emma K., 75

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ungekürzte Ausgabe
Dezember 1990
15. Auflage September 2006
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
© 2001 Patmos Verlag GmbH & Co. KG, Düsseldorf
Erstveröffentlichung: Wien 1988
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Christiana Nöstlinger
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany
ISBN-13: 978-3-423-20049-3
ISBN-10: 3-423-20049-9

Werter Nachwuchs

Gestern habt Ihr wieder einmal, in schöner Einigkeit, über den Karl geschimpft und habt mir Vorwürfe gemacht, weil ich ihn angeblich immer verteidige.

»Nur weil er dein Bruder ist«, habt Ihr gesagt, »mußt du ihn nicht dauernd in Schutz nehmen!«

Also erstens: Da der Karl mein »kleiner« Bruder ist, habe ich ihn seinerzeit, in Kindertagen, ständig in Schutz nehmen müssen, und so ein Verhalten kann man sich, wenn man dann erwachsen ist, wahrscheinlich nicht mehr abgewöhnen. Für mich bleibt der alte Hornochse sein (oder mein) Lebtage lang der kleine Karli. Man müsse, habt Ihr mir streng erklärt, einen Menschen nach seinen Handlungen und deren Auswirkungen beurteilen. Und da sei der Karl eben sehr zu verurteilen! Ein unbelehrbarer Altnazi, ein schrecklicher Antisemit, ein brutaler Ehemann, ein widerlicher Vater, dazu ein echter »Radlfahrer«, nach oben buckeln, nach unten treten!

Werter Nachwuchs, ich widerspreche dem nicht. Niemand weiß das besser als ich, und niemand hat sich darüber mehr gekränkt als ich. Als »große« Schwester habe ich mich immer für meinen »kleinen« Bruder verantwortlich gefühlt und mich gefragt, warum aus dem lieben kleinen Karli so ein widerlicher großer Karl geworden ist. Glaubt mir, ich habe mir viel Mühe gegeben, den Karl zu ändern. Meine ganze Mühe hat nichts genützt.

Immer wieder habe ich gehofft: Jetzt wird er sich aber ändern! Jetzt wird er endlich zu Vernunft und Einsicht kommen!

Er hat sich nicht geändert. Er ist nicht zu Vernunft und Einsicht gekommen. Er ist stur geblieben. Bis heute habe ich mich damit nicht abfinden können.

Mein Blutdruck steigt noch immer in alarmierende Höhen, wenn ich mir seine saudummen und unmenschlichen Ansichten anhören muß. Und genau wie vor sechzig Jahren schimpfte ich ihn dann auch heute noch aus. Und ich bin der einzige Mensch, von dem er das hinnimmt!

Aber mich von ihm »lossagen«, ihn einfach »vergessen«, so, wie Ihr das für richtig haltet, das werde ich nie! Und wenn ich hundert Jahre alt werden sollte!

Er ist und bleibt mein Bruder, mein kleiner Karli, der sich von mir trösten ließ, wenn er eine Watschen bekommen hatte, der zu mir ins Bett kroch, wenn ihm die dunkle Nacht Angst gemacht hatte. Diesen kleinen Karli habe ich unheimlich liebgehabt. Man kann nicht einfach zu lieben aufhören. Und selbst wenn man das könnte, wozu wäre das gut? Außer mir gibt es keine Menschenseele mehr, die den Karl liebt. Glaubt Ihr wirklich, daß ein übler Kerl von niemandem geliebt werden darf? Ich glaube das nicht. Wenn man nur die, die es »verdienen«, lieben würde, gäbe es wenig Liebe auf der Welt, meint

Eure Oma

Ich muß Dir schon wieder einmal – und zwar ganz gehörig – die Leviten lesen! Du hast die alte Huber auf der Sparkassa getroffen. Sie hat dort dreihundert Schilling auf ihr Sparbuch gelegt und Dir erzählt, daß sie das jeden Monatsanfang mache. Und sie hat Dir auch anvertraut, daß das »grandiose Vermögen«, das sie da anhäuft, für ihr Begräbnis bestimmt sei. Worauf Du zur alten Huber gesagt hast: »Gönnen S' Ihnen doch lieber was, solange Sie noch leben!« Und dann hast Du zu Deiner lieben Frau, so laut, daß es die alte Huber gehört hat, gesagt: »Die alten Weiber haben viel zu viel Renten! Denen sollt' man den Hilflosenzuschuß streichen!«

Abgesehen davon, daß die Huber gar keinen Hilflosenzuschuß hat, den man ihr streichen könnte, sollte man besser Dir wegen dieser Bemerkung eine Doppeltwatschen geben!

Da ich aber nicht gewalttätig bin, will ich Dir die Sache lieber erklären:

Die Huber hat zwar eine Sterbeversicherung, aber die wird nur für das Allernotwendigste aufkommen, und die Huber wünscht sich eine »schöne Leich«. Eine, wo alle Kerzen brennen und der rote Teppich ausgerollt ist, Lorbeerbäumchen herumstehen, das Ave Maria gesungen wird und eine dreifache Ministranten-Mannschaft antritt. Und nachher soll es im Wirtshaus, gegenüber vom Friedhof, einen Leichenschmaus geben. Mit Würsteln und Bier und Kaffee und Torte. Und jeder soll ein Glanzbild bekommen, mit einem Foto von der Huber vorn und einem Gedicht hinten drauf.

Ganz genau aufgeschrieben hat das die Huber. Und falls ich dann noch lebe, soll ich drauf schauen, daß

auch alles wirklich so gemacht wird. Ich weiß, das kommt Dir komisch vor. Ich weiß, Du verabscheust eine »schöne Leich«. Ich schwöre Dir: Die Huber, wie sie in Deinem Alter war, hat auch nichts von einer »schönen Leich« gehalten und sich darüber lustig gemacht. Warum sie ihre Ansicht geändert hat und sich nun von ihrem kargen Leben noch etwas abspart, um es in einen üppigen Tod zu investieren, weiß ich nicht genau. Vielleicht hat sie vor dem Sterben ein bißchen weniger Angst, wenn sie ein großes Fest daraus macht? Vielleicht denkt sie auch: Dann vergißt man mich nicht so schnell! Vielleicht will sie sich, durch das genaue Planen der »schönen Leich«, auch mit dem Tod ein wenig vertraut machen. Vielleicht ist es auch ein Trost, zu wissen: Ich werde nimmer sein, aber es wird noch genau das geschehen, was ich bestimmt habe!

Doch ganz gleich, warum die Huber auf ein prächtiges Begräbnis aus ist, hat man diesen Wunsch, der sozusagen ein »letzter« ist, zu respektieren und nicht saudumm daherzureden. Wie hat Dein Vater oft gesagt? »Wenn man nix versteht, soll man wenigstens den Mund halten!« Dieser Meinung ist auch

Deine Mutter

Liebe Kinder

Manchmal »überkommt« es mich, und ich fange zu kramen und zu ordnen an und zu überlegen, was Ihr einmal mit meinem »Hab und Gut« wohl anfangen werdet, wieviel Ihr davon gleich in den Mist stecken werdet, was Ihr vom Tandler abholen lassen werdet, und was Euch so wertvoll erscheinen wird, daß Ihr es behalten werdet.

Ich habe den Verdacht, daß Euch von dem, was bald mein »Nachlaß« heißen wird, wenig erfreuen wird. Das verstehe ich auch recht gut! Der Gedanke, daß nach meinem Tod ein Tandler meine Möbel abholen wird, macht mir nicht viel Kummer. Bloß um eines möchte ich Euch bitten: In meinem Nachtkastel, in der Lade, liegt in einem roten Schachterl eine kleine Brosche. Ich weiß, sie ist nicht modern genug, um Euch zu gefallen, und sie ist auch nicht alt genug, um von Euch als Antiquität geachtet zu werden. Und sehr wertvoll ist sie auch nicht. Sie besteht bloß aus zwei winzigen Roserln, eines aus Weißgold, eines aus Rotgold. Euer Vater hat mir diese Brosche einmal zum Geburtstag geschenkt. Das war ein paar Jahre nach Kriegsende, und wir haben gar nichts gehabt und hätten alles andere dringender gebraucht als diese zwei winzigen goldenen Roserln auf einer Anstecknadel!

Ich habe geglaubt, mich trifft der Schlag, wie er mir damals stolz diese Brosche überreicht hat. Ihr müßt Euch das vorstellen! Ich besitze bloß zwei Paar gestopfte Strümpfe, ein Paar Schuhe mit einem Loch in der Sohle, zwei schäbige Flanellkleider und keinen Wintermantel, und der Wahnsinnsmann kommt daher und schenkt mir eine goldene Brosche! Gegen seine Taschenuhr hatte er sie eingetauscht. Hoffentlich hat Euer Vater damals nicht bemerkt, wie mich dieses

»sinnlose« Geschenk aus der Fassung gebracht hat, denn in Wirklichkeit, aber das habe ich erst später begriffen, war es das schönste Geschenk, das ich mein Lebtag lang bekommen habe. Euer Vater hat mir damit gezeigt, daß er mich nicht nur als gute Hausfrau und Mutter schätzt, sondern als Frau, der »Luxus« zusteht, liebt. Und »Luxus« war ja ansonsten in meinem Leben eine rare Erscheinung.

Ich habe diese Brosche selten angesteckt. Es hat halt nicht oft Gelegenheit dazu gegeben. Aber angeschaut habe ich sie mir oft. Immer dann, wenn ich Zweifel daran gehabt habe, ob mich Euer Vater wirklich gern hat. Oft hat er sich ja so benommen, daß solche Zweifel sehr berechtigt waren. Die zwei kleinen Roserln haben mich dann immer beruhigt und getröstet.

Seid also so nett und liefert sie nach meinem Tod nicht irgendeinem Zahnarzt als Gegenwert für einen Stifzahn aus. Behaltet die zwei Roserln als Andenken an eine Liebe. Darum bittet

Eure Mutter

Liebe Tochter

Ich möge es mir doch, hast Du gesagt, »gutgehen« lassen und nicht so knausern, wenn es um meine eigenen Bedürfnisse geht. Du siehst nicht ein, hast Du gesagt, warum ich alles Geld, das mir übrigbleibt, meinen Enkelkindern »hinten reinstecke« und mir selbst nichts gönne.

Liebe Tochter, ich knausere überhaupt nicht! Das Problem ist nur, daß mir nicht viel einfällt, was ich mir gönnen könnte!

Gönne ich mir einmal einen Indianer mit Schlag, der, wie Du weißt, meine Lieblingsspeise ist, dann nimmt mir das meine Galle schwer übel. Gönne ich mir ein neues Kleid, stelle ich hinterher fest, daß es auch nicht viel anders aussieht als die zehn Kleider, die schon bei mir im Schrank hängen. Oder soll ich mir ein drittes Paar orthopädischer Schuhe gönnen? Wozu? Ich müßte doch, meinst Du, irgendwelche Wünsche haben? Das Wünschen, meinst Du, verlernt man doch im Alter nicht? Ach, liebe Tochter, Wünsche hätte ich viele, aber die sind mit Geld nicht zu erfüllen. Stimmt nicht! Ein Wunsch wäre da, der wäre mit Geld zu erfüllen!

Ich bin so alt und habe trotzdem weniger von der Welt gesehen als mein jüngster Enkel. Abgesehen davon, daß ich als Kind, nach dem Ersten Weltkrieg, drei Monate lang in Schweden war, bei netten Menschen, die mich unterernährtes Kriegskind aufgefüttert haben, war ich überhaupt noch nie im Ausland. Damals, in Schweden, habe ich am Meer gewohnt. Dieses Meer ist mir in wunderschöner Erinnerung. Einmal im Leben hätte ich gerne noch das Meer wiedergesehen und gerochen. Daran, wie das Meer riecht, erinnere ich mich nämlich seit fast siebenzig Jahren mit einem Gefühl, das nach »Heimweh« schmeckt.

Natürlich, liebe Tochter, könnte ich mir das Geld für eine Flugkarte »einmal Meer und zurück« zusammensparen. Aber kannst Du Dir vorstellen, liebe Tochter, daß sich Deine alte Mutter großmutterseelenallein auf so eine weite Reise macht? Bloß, um dem Meer noch einmal »Guten Tag« zu sagen, wäre das doch ein bißchen viel Aufwand!

Da schenke ich lieber meiner Enkeltochter das Geld für eine Flugkarte und bitte sie, das Meer recht herzlich von mir grüßen zu lassen. Es muß ja nicht gerade das Meer in Schweden sein. Darum, liebe Tochter, gönne Dir, soviel Du nur kannst, solange Du noch jung genug bist, es auch genießen zu können; Indianer mit Schlag, neue Kleider, und das Meer auch! Verschiebe keine Freude und keinen Spaß auf später, denn später könnte zu spät sein! Wenn man so alt ist wie ich, dann fällt einem nicht nur das Gehen, das Luftholen und das Einschlafen schwer, dann fällt einem sogar schwer, sich etwas zu gönnen.

Deine Mutter

Liebe Schwiegertochter

Immer wieder höre ich von Dir den empört geschraubten Ausruf: »So eine Zumutung!« Manches von dem, was Dir als Zumutung erscheint, mag ja wirklich eine sein, aber oft komme ich doch nicht umhin, mich zu wundern, was Du alles für eine Zumutung hältst!

Wenn Dich Deine alte Nachbarin fragt, ob Du nicht ein paar Minuten Zeit für sie übrig hättest, für einen kleinen Plausch, dann ist das für Dich schon eine arge Zumutung. Wieso eigentlich? Was mutet sie Dir da zu? Du bist kein Unmensch, liebe Schwiegertochter. Du bist bereit, Deiner alten Nachbarin, wenn sie krank ist, Medikamente aus der Apotheke zu holen. Du versorgst sie auch, wenn es sein muß, mit Nahrung. Oder nimmst ihre Erlagscheine aufs Postamt mit, Du hast für Deine alte Nachbarin auch schon etliche Briefe an Behörden geschrieben. Diese Hilfsbereitschaft, sagst Du, sei doch unter zivilisierten Menschen eine Selbstverständlichkeit! Darf ich daraus folgendes schließen? Man hat also, als zivilisierter Mensch, einem alten Nachbarn gerade so viel Hilfeleistung zu geben, daß er am Leben bleibt und nicht verreckt! Aber jede weitere Zuwendung darüber hinaus ist der reinste Luxus. Und wenn jemand gratis Luxus haben will, dann ist das eine Zumutung!

Wie? Damit bist Du absolut nicht einverstanden? So denkst Du nicht? Ach, Deine alte Nachbarin will bloß immer zum falschen Zeitpunkt mit Dir das Plauscherl abhalten? Gerade dann, wenn Du es besonders eilig hast, taucht sie auf und hält Dich von wichtiger Arbeit ab?

Das ist doch kein Problem!

Das kannst Du ihr doch sagen! Sie wird es Dir gewiß

nicht übelnehmen, wenn Du ihr erklärst, daß Du ihr im Moment leider nicht zuhören kannst, und ihr sagst, sie möge in einer Stunde wiederkommen.

Wie? Auch eine Stunde später hast Du keine Zeit? Na, dann halt zwei Stunden später! Alte, einsame Menschen haben ohnehin keinen vollen Terminkalender. Deine Nachbarin wird auch zwei Stunden später Zeit haben. Oder drei Stunden später. Oder am nächsten Tag.

Was? Du hast auch zwei oder drei Stunden später und am nächsten Tag keine Zeit? Nicht ein Viertelstündchen? Nicht zehn Minuten? Ehrlich nicht? Ja dann, liebe Schwiegertochter, muß ich Dir sagen: Du führst ein Leben, das eine arge »Zumutung« ist. Auch im arbeitsreichsten aller arbeitsreichen Leben müßte es doch hin und wieder ein bißchen Zeit geben, das man großzügig verschenken kann, ganz nach Laune, an sich selbst oder an eine alte Nachbarin. Wenn man sich diesen Luxus nicht mehr leisten kann, liebe Schwiegertochter, dann taugt das Leben nicht mehr viel, meint

Deine Schwiegermutter

Liebe Enkeltochter

Gestern hast Du Dich sehr darüber geärgert, daß es noch immer Leute gibt, die ganz altmodisch von den »weiblichen Tugenden« daherreden. Du lehnt es ab, hast Du gesagt, »weibliche Tugenden« zu besitzen. Diesen Blödsinn, hast du mir erklärt, reden die Männer den Frauen nur ein, um sich vor lästiger Arbeit und unangenehmer Verantwortung zu drücken. Ich gebe zu, liebe Enkeltochter, daß da etwas dran ist! Wenn ich mir überlege, was man unter »weiblicher Tugend« so versteht, muß ich zugeben, daß es für die Männer immer von Vorteil war, diese Tugenden uns Frauen abzuverlangen. So, wie man mich erzogen hat, habe ich als »weibliche Tugenden« allerhand zu erlernen gehabt, nämlich: sanft, geduldig, nachsichtig und verständig zu sein, umsorgend, verzeihend, besänftigend und tröstend. Und Opfer freudig zu bringen, habe ich natürlich auch lernen müssen.

Du findest es nun nicht gerecht, liebe Enkeltochter, daß sich die Frauen alle diese mühseligen Tätigkeiten aufschwätzen ließen. Du siehst nicht ein, warum man in einer Ehe das Trösten, die Zärtlichkeit, die Sanftmut, die Geduld und die Opferbereitschaft nicht zu gleichen Teilen dem Mann und der Frau abverlangen sollte. Ich sehe das auch nicht ein! Nur: Vor mehr als einem halben Jahrhundert, als ich Deinen Großvater geheiratet habe, habe ich feststellen müssen, daß ich all das kann, mein geliebter Ehemann aber nicht. Und ich habe bemerkt, daß da unsere Ehe keine Ausnahme ist. In anderen Ehen hat es nicht besser ausgesehen. Was hätte ich da tun sollen? Meine Kinder wollten doch getröstet werden, wollten Verständnis und Nachsicht haben und ein Elternhaus, in dem es nicht dauernd Streit gibt. Und dauernd Streit gegeben hätte es, wenn

ich meine »weiblichen Tugenden« nicht mühselig praktiziert hätte.

Fünfundzwanzig Ehejahre lang habe ich versucht, meinem Ehemann ein paar von den »weiblichen Tugenden« beizubringen. Ganz erfolglos war ich dabei nicht. Wenn ich vergleiche, wie er – seinerzeit – mit seinen Kindern umgegangen ist, und wie er dann – viel später – seine Enkel behandelt hat, muß ich stolz sagen: Er hat dazugelernt. Als er alt war, konnte er geduldig sein und zärtlich und nachsichtig und versöhnlich.

Er hat so viel dazugelernt, daß Du als kleines Kind immer gesagt hast: »Der Opa ist der beste Tröster der Welt!« Das habe ich ihm beigebracht! Wenn ich es mir recht überlege, komme ich zu dem Schluß, daß die größte weibliche Tugend die ist, den Männern allerhand beizubringen!

Trotzdem wünsche ich Dir, liebe Enkeltochter, einen Mann, dem Du nicht mehr viel »beizubringen« hast, der alles, was das Zusammenleben schön und gut und friedlich macht, schon kann. Angeblich gibt es ja heutzutage schon derartige Exemplare.

Deine Oma

Lieber Enkelsohn

Politik, hast Du unlängst zu mir gesagt, sei ein sehr »dreckiges Geschäft« und interessiere Dich überhaupt nicht. Und wenn Du demnächst das Alter erreicht haben wirst, das Dich zum Wählen berechtigt, dann wirst Du »mit Handkuß« auf dieses Recht verzichten.

»Sind doch eh alles die gleichen Gauner«, hast Du zu mir gesagt. »Und bevor ich ungültig wähle, kann ich mir doch gleich den Weg ersparen!« Ich kann Dir da nicht recht geben, werter Enkelsohn. Selbst wenn ich, was durch alle abscheulichen Skandale der letzten Zeit gar nicht verwunderlich wäre, auch der Ansicht wäre, daß alle Politiker Gauner seien, eines ist sicher, die »gleichen« Gauner sind sie nicht! Falls sie welche sind, dann sind sie sehr verschiedene Gauner. Und Du, werter Enkelsohn, könntest Dir wenigstens die Mühe machen, die Unterschiede zwischen ihnen herauszufinden. Damit, daß Du Dich für Politik nicht interessierst, schaffst Du die Politik ja beileibe nicht ab und die Gaunerei in der Politik erst recht nicht. Ganz im Gegenteil! Je weniger Menschen sich für Politik interessieren, umso mehr Gaunerei ist möglich. Wenn Du und angeblich auch viele Deiner Altersgenossen von Politik so gar nichts wissen wollen, dann werden die Kapazunder ein leichtes Spiel mit Euch haben. Mir könnte das ja sehr gleichgültig sein, denn ich bin alt, und die paar Brottag, die mir noch bleiben, die fallen nicht viel ins Gewicht. Aber eigentlich sehe ich wirklich nicht ein, daß Ihr leichtfertig und nur, weil Euch vor der Politik graust, alles aufs Spiel setzt, was meine Generation und die meiner Eltern erreicht hat. Glaubst Du denn ehrlich, daß der ganze Wohlstand, den Ihr habt, einfach vom Himmel gefallen ist?

Nein, mein lieber Knabe, da ist gar nichts vom Him-

mel gefallen! Das haben wir mit viel Zähigkeit und Ausdauer und auch Kampf erreicht. Und mit Politik! Aber schließlich waren wir seinerzeit ja nicht nur für uns selber so emsig politisch tätig. Wir haben vor allem geglaubt, daß wir das für die »nachfolgenden Generationen« tun müssen. Damit es unsere Kinder und unsere Enkelkinder einmal besser haben als wir!

Und nun, werter Enkelsohn, hast Du es also weit besser als Dein Großvater, als er in Deinem Alter war. Protestiere nicht! Auch wenn Dir Dein Leben gar nicht so schön vorkommt, glaub mir, Deinem Großvater ist es in seiner Jugend viel, viel schlechter gegangen. So schlecht, wie Du Dir das wahrscheinlich gar nicht vorstellen kannst. Ich finde, auch Du hättest die Verpflichtung, etwas für die »nachfolgenden Generationen« zu tun. Damit, daß Du die Politiker für Gauner und die Politik für ein dreckiges Geschäft hältst, tust Du aber gar nichts für Deine Kinder, Enkel und Ur-enkel, meint

Deine Oma

Werter Nachwuchs

Ich halte mich ja für eine humorige Person und werde in dieser Meinung auch von allen Leuten, die mich kennen, bestärkt. Aber anscheinend ist das Quantum an Humor, das ich besitze, doch nicht ausreichend, um mit Heiterkeit und Gelassenheit das Benehmen gewisser Mitmenschen zu ertragen.

Ich weiß, ich kann auf meinen alten, kranken Beinen nur mehr mühselig dahinhumpeln. Ich gehe ja ohnehin kaum mehr aus dem Haus, weil mir bereits kurze Wege zu beschwerlich sind. Und in letzter Zeit liegt das nicht nur an den Beinen, sondern auch an der »Pumpe«. Ich derschnauf es einfach nicht mehr! Aber alle acht Tage, da muß ich doch zum Doktor, um mir den Blutdruck messen zu lassen. Der Doktor wohnt ohnehin nicht weit weg von mir. Eh nur drei Gassen weit! Doch über die große Kreuzung muß ich drüber. Und ich schaffe es einfach nicht mehr, in der Zeitspanne, in der die Ampel grün leuchtet, die Straße zu überqueren. Gerade in der Straßenmitte bin ich, da schaltet die Ampel auf Rot! Und wißt Ihr, was ich da, außer bitterbösem Gehupe, noch alles zu hören bekomme? Da höre ich dann: »Oide, kauf da Roischuach!« Oder: »Bist blind, Oide? Rot is!« Oder: »Bleib daham, wennst nimmer geh kaunst!«

Ich erwarte ja nicht gerade, daß die Autofahrer, vor lauter Mitleid mit mir, aus ihren Blechkübeln springen und mich fürsorglich zur anderen Straßenseite geleiten, aber daß ich in einer Stadt lebe, in der Menschen wegen ihres Alters und ihrer körperlichen Gebrechen ausgeschimpft werden, das macht mich doch sehr traurig.

Ja, ja, werter Nachwuchs, ich weiß schon, nicht alle Autofahrer sind so bösertige Leute. Aber bloß um ein

paar Ausnahmen kann es sich da auch nicht handeln, sonst würde ich ja nicht regelmäßig, bei meinen seltenen Ausgängen, auf so einen Deppen treffen. So viel Pech im Leben, daß gerade ich stets den »Ausnahmen« begegne, kann ich gar nicht haben! Und es scheint auch kaum jemanden zu stören, daß diese Sorte von Autofahrern so mit mir umgeht. Jedenfalls hat noch nie ein Fußgänger oder ein anderer Autofahrer in so einer Situation eingegriffen und mir beigestanden. Daher muß ich leider annehmen, daß es den meisten Menschen ganz »normal« vorkommt.

Ich bin ja, wie schon gesagt, ein Mensch mit allershand Humor. Aber demnächst, werter Nachwuchs, werde ich meinen Krückstock mit spitzen Stahlnägeln spicken! Und wenn es dann wieder so verrückt um mich herum hupt und so ein Depp sein Autofenster herunterkurbelt und mir etwas Unflätiges zubrüllt, dann werde ich seinem Blechkübel mit dem gespickten Krückstock an den Lack gehen!

Das schreibt Euch, diesmal total humorlos,

Eure Oma